

erschienen in: Leidinger, Hannes/
Moritz, Verena/ Schippler, Bernd:
Schwarzbuch der Habsburger. Die
unrühmliche Geschichte eines
Herrscherhauses. Wien: Deuticke
2003, pp. 2-14.

1 Tanner, Marie: The Last Descendant
of Aeneas. The Hapsburgs and the
Mythic Image of the Emperor. New
Haven, London: Yale UP 1993, p. 5.

2 Ibid., pp. 5-9.

3 Schwab, Gustav. Sagen des klassi-
schen Altertums. Wien, Heidelberg:
Ueberreuter 1974, p. 103.

4 Vocelka, Karl/ Heller, Lynne: Die Le-
benswelt der Habsburger. Kultur-
und Mentalitätsgeschichte einer
Familie. Graz, Wien, Köln: Böhlau
1998, p. 122ff.

5 Ibid., pp. 117-121.

Erfolg einer Legende

Obwohl er die Mauern des Palastes kaum hinter sich ließ, verstand er sich als Gebieter über den »Erdkreis«. Der Vater hatte ihm zwar die Kaiserkrone nicht zu sichern vermocht. Als König von Spanien und bald auch von Portugal konnte er aber die »neue Welt«, die Kolonien in Übersee, unter seinem Zepter vereinen. Dem Onkel und dessen Nachfahren war die Führungsrolle im Deutschen Reich zugefallen, ebenso das »Erbe im Donauraum«. Dennoch war Philipp II., Sohn Karls V., mit dessen Abdankung die Teilung der eigenen Familie in eine spanische und österreichische Linie begann, als Regent Siziliens, Mailands, Burgunds und der Niederlande auch in der »alten Welt« mit Ländern reich begütert. Sein Einfluss überragte den der anderen bei Weitem. Für das »Abendland« und seine nächsten Verwandten zu sprechen, fühlte er sich um so mehr im Angesicht der »osmanischen Bedrohung« berufen. Die Idee eines Universalreiches verband sich mit Kreuzzugsgedanken, welche seit Jahrhunderten die Fantasie der Menschen beflügelten. Die Eroberung von Byzanz und die Kontrolle über das Heilige Land heftete sich das christliche Europa auf seine Fahnen, allen voran dessen erste Repräsentanten, die Dynastie der Habsburger.¹

Philipp als deren mächtigstes Mitglied hatte aus diesem Grund seine »Amtsräume« verlassen. Er war zu einer Inspektionsreise an die Küste aufgebrochen. Dort lag eine Galeere vor Anker, die er im Mai 1570 besichtigte. Sie sollte eine eindrucksvolle Flotte in den Kampf gegen die Muslime führen. Bedeutung erlangte das Kriegsschiff allerdings weniger in militärischer Hinsicht. Vielmehr hatte Philipp seinen Vorfahren und seinen Ahnen ein Denkmal des habsburgischen Selbstverständnisses gestiftet. Schon der Name der Galeere war Programm. Man taufte sie *Argo* und erinnerte in Bildern und Inschriften an das gleichnamige Schiff des sagenhaften Jason, der mit seinen Männern zu einer Seefahrt aufbrach und das »Goldene Vließ« aus dem Lande Kolchis holte. Die Geschichte wurde zum Symbol für »gottgefälliges Verhalten« und die Befahrung der Ozeane. Beides schien sich im Feldzug gegen Istanbul, dem früheren Konstantinopel, zu versinnbildlichen.²

Der Mythos von den Argonauten stand indessen auch Pate bei der Gründung des Ordens vom Goldenen Vließ durch die Herzöge von Burgund. Die mit ihnen durch Heirat verbundenen Habsburger werteten den Orden und die damit verknüpfte Kreuzzugsideologie bald auf. Für das Sendungsbewusstsein der gesamten Familie eignete sich die Geschichte Jasons und seiner Gefährten auch in anderer Hinsicht. An sie schlossen sich mythologische Stoffe an, die der Präsentation und Festigung der Macht dienten. Jason zur Seite stand Herkules³, der im spätantiken Herrscherkult eine besondere Rolle spielte. Der Halbgott und Befreier von Ungeheuern kam im Zuge der Renaissance wieder in Mode. Regenten erblickten in ihm einen Ahnherrn. Mehrere Habsburger fühlten sich ihm seelenverwandt und verglichen sich als »Türkenbezwinger« mit dem griechischen Heros.⁴

Dessen Taten und seine Verbindung mit den Argonauten leiten zu weiteren habsburgischen Selbststilisierungen im Rahmen der antiken Mythologie über. Die erste Zerstörung Trojas durch Jasons Gefolgsleute bildet nämlich den Beginn einer der Absicherung fürstlicher Vorrechte dienenden Erzählung. Sie gelangt über Äneas, seiner Flucht aus dem endgültig untergegangenen Troja und seiner Übertragung der Herrschaft Jupiters auf Rom, zum christlichen Imperium. Dessen Kaiser wiederum machte durch das Gottesgnadentum auf die tiefen religiösen Wurzeln seiner Regentschaft und durch den Titel »Herr der Welt« auf seinen universalen Machtanspruch aufmerksam. Letztlich blieb, wenn auch in abgeschwächter Form, dieses Herrschaftsverständnis in der Donaumonarchie über die Revolution von 1848 hinaus bestehen.⁵

Dabei entsprach die Selbstdarstellung der Habsburger speziell bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts im Wesentlichen jener anderer Geschlechter der Hocharistokratie. Sie alle versuchten, ihre Position durch den weiten Blick zurück bis in die Antike zu untermauern. Mit einer schwächeren religiösen Herrschaftsfundierung einerseits und der Verankerung der Führungsrolle im »Heiligen Römischen Reich (deutscher Nation)« andererseits entwickelten die Habsburger im ausgehenden Mittelalter allerdings ein spezifisches Sendungsbewusstsein. In ihm verdeutlichte sich die Überzeugung von der Auserwähltheit der Dynastie. Diesbezüglich trat hauptsächlich die Ahnenreihe der Familie in den Mittelpunkt des Interesses. Hatte man auf



6 Ibid., pp. 132-136.

7 Tanner 1993, p. 8; Vocelka/ Heller 1998, p. 126 u. p. 136.

8 Vocelka/ Heller 1998, p. 126 u. p. 136.

9 Ibid., p. 138.

10 Ibid., p. 139.

11 Wandruszka, Adam: Das Haus Habsburg. Die Geschichte einer europäischen Dynastie. Wien, Freiburg, Basel: Herder 1989, p. 19f.

12 Ibid., p. 20.

13 Vocelka/ Heller 1998, p. 138.

14 Seibert, Ernst: Die Entwicklung der geschichtserzählenden Jugendliteratur in Österreich (bis 1995). In: Geschichtsbilder. Historische Jugendbücher aus vier Jahrhunderten. Wiesbaden: Reichert 2000, p. 68 u. p. 70f.

die Herkunft des Geschlechts anfangs wenig Wert gelegt und hauptsächlich bis zur Königswahl Rudolfs I. im Jahre 1273 zurückgedacht, fing man dann um 1400 an, der Abstammung als Grundlage der eigenen Erhöhung Beachtung zu schenken. Im Wettstreit mit anderen adeligen Familien, etwa den Luxemburgern und den Hohenzollern, konstruierten die Habsburger Stammbäume, welche sie als Nachfahren der fränkischen Merowinger und Karolinger, vornehmer Römer und sogar der trojanischen »Helden« auswiesen.⁶

Solcherart verzahnte sich eine fiktive Genealogie mit der Abfolge der König- und Kaiserreiche vom altertümlichen Priamos bis zum neuzeitlichen Imperium, an dessen Spitze sich das habsburgische »Erzhaus« vor allen anderen dauerhaft zu behaupten vermochte. Die Argo als Symbol einer tief in der sagenhaften Vergangenheit wurzelnden Herrschaftslegitimierung fand Gefallen vor den Augen des spanischen Königs. Philipp II., und gleichermaßen hielten die Nachfahren aus beiden Zweigen seiner Sippe noch für längere Zeit an derlei Inszenierungen fest.⁷

Erst allmählich gründete sich die Demonstration realer Staatsgewalt auf subtilere Prozesse der Verinnerlichung von Macht; bspw. auf jene Disziplinierungsmaßnahmen, welche in der Frühen Neuzeit die Untertanen trafen. Durch die Aufklärung rückten die identitätsstiftenden Mythen der Barockzeit schließlich noch weiter in den Hintergrund. Der Rationalisierungsschub des 18. Jahrhunderts und die revolutionäre Ära nach 1789 warfen ein ungünstiges Licht auf die antiken und christlichen Theorien. Opportuner erschien es, durch eine Art »wissenschaftliche« Auseinandersetzung mit dem »angestammten« Herrscherhaus neue Legenden zu generieren.

Speziell Historiker waren gefordert, die »beeindruckendsten« Mitglieder des »allerhöchsten Hauses« zu würdigen und auch den jeweils regierenden Monarchen zu »adorieren«.⁸ Einen besonderen Stellenwert maß man hinsichtlich dessen bis ins 19. Jahrhundert den Frauen der Habsburger bei. An ihren Biografien wurden alte, religiös geprägte Formeln dingfest gemacht. Glaubensstarke und wohltätige Gestalten beherrschten die Szenerie. Widerstände oder Schwierigkeiten, dem verordneten Rollenverhalten zu entsprechen, blieben weitestgehend ausgeblendet. Auslassungen verschönten indes auch die Darstellung der Regenten. Wohlweislich griffen Geschichtsschreiber auf gefällige Anekdoten, etwa in Bezug auf Rudolf I., zurück. Schablonen vom frommen, edlen und guten Fürsten fanden unwidersprochen ihre Adressaten. Unliebsames fehlte; ebenso Kaiser und Könige, die sich insgesamt wenig zur Idealisierung der Dynastie eigneten.⁹ Die dadurch entstandenen Lücken konnten mit nicht regierenden Mitgliedern der Familie gefüllt werden. Erzherzöge und Kronprinzen kamen solcherart zu ihrem Recht.¹⁰ Ihre Großtaten wurden Teil einer ständigen Wiederholung von Klischees, auf die selbst jene Bücher nicht völlig verzichteten, die sich in den letzten Jahrzehnten der Donaumonarchie um eine »seriösere Annäherung« bemühten. Eduard Maria Fürst von Lichnowskys achtbändige *Geschichte des Hauses Habsburg* stellte in diesem Zusammenhang den Übergang von einer langen Reihe höfisch-genealogischer Arbeiten zur Geschichtswissenschaft und zur christlich-germanischen Vorstellungswelt der Spätromantik dar. Obwohl Lichnowsky lediglich die Zeit bis zu Maximilian I. behandelte, entzieht sich seine Arbeit jedem Vergleich. Selbst Oswald Redlich, der auf der Grundlage quellenkritischer Forschungen um die Wende zum zwanzigsten Jahrhundert detaillierte Untersuchungen durchführte, wagte kein derart groß angelegtes Unternehmen.¹¹

Das v.a. der Urkundenforschung verpflichtete Wiener *Institut für Österreichische Geschichtsforschung* trug zu dieser Entwicklung gleichfalls bei: Zusammenfassende Studien wurden hauptsächlich der populär-patriotischen Literatur überlassen.¹²

Nachdem eine breitenwirksamere »Image-Kampagne« dem Leseunkundigen oder -unwilligen die Habsburger an Hand von Münzen, Medaillen, Denkmälern, Malereien und Repräsentationsbauten schmackhaft zu machen versucht hatte¹³, kam in Zeiten der allgemeinen Schulpflicht dem Kinder- und Jugendbuch eine führende Rolle zu. Die Gnadensonne der Majestät sollte die Herzen künftiger Generationen zum frühest möglichen Zeitpunkt erwärmen. Eine bis zur Penetranz gesteigerte Verehrung des allerhöchsten Hauses, wie sie Hermine Proschko in *Habsburgs Kaiser Frauen*, Hans Fraungruber in *Hoch Habsburg!* und Nelly Goebel in *Unser Franz* vorexerzierten¹⁴, konnte freilich auf die bewährten Stilisierungen zahlreicher »Berufshistoriker« zurückgreifen. Mit ihrer Hilfe avancierte gerade das Schulbuch zur österreichischen »Ruhmeshalle der Macht«. Das Standardrepertoire war vorgegeben: Den wichtigsten Herrscherpersönlichkeiten über Maria Theresia bis Franz Joseph standen Prinz Eugen, Erzherzog Karl, Andreas Hofer und Feldmarschall Radetzky als Heroen einer glorreichen Vergangenheit

15 Ibid. p. 59 u. p. 70.

16 Magris, Claudio: Der Habsburgische Mythos in der modernen österreichischen Literatur. Wien: Zsolnay 2000, p. 35ff.

17 Ibid., p. 30ff.

18 Ibid., p. 19ff. u. pp. 303-322.

19 Doppelbauer, Wolfgang: Zum Elend noch die Schande. Das altösterreichische Offizierskorps am Beginn der Republik. Wien: ÖBV 1988, p. 51.

20 Beck, Leopoldine: Das Bild und der Mythos der Habsburger in den Schulgeschichtsbüchern und im »vaterländischen« Schrifttum der franztischo-josephinischen Ära 1848-1918. Wien: Dipl.[masch.] 1991, p. 171.

21 Zit. n. ibid., p. 173.

22 Doppelbauer 1988, p. 267.

23 Jerzabek, Rudolf: Die österreichische Weltkriegsforschung. In: Michalka, Wolfgang (Hg.): Der erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse. München, Zürich: Seeheimer 1994, pp. 953-971, hier p. 953f.

24 Allmayer-Beck, Johann Christoph/ Broucek, Peter/ Rauchensteiner, Manfred: Der Erste Weltkrieg in der österreichischen Geschichtsschreibung zwischen 1914 und 1984. In: Rohwer, Jürgen (Hg.): Neue Forschungen zum Ersten Weltkrieg. Literaturberichte und Bibliographien von 30 Mitgliedstaaten der »Commission Internationale d'Histoire Militaire Comparée«. Koblenz: Bernard & Gräfe 1985, pp. 267-285, hier p. 272f.

25 Zit. n. Suppanz, Werner: Österreichische Geschichtsbilder. Historische Legitimationen in Ständestaat und Zweiter Republik. Köln, Weimar, Wien: Böhlau 1998, p. 229.

26 Ibid., p. 106ff.

27 Portisch, Hugo: Österreich I. Die unterschätzte Republik. Wien: Kremayr & Scheriau 1989, p. 487f.

28 Suppanz 1998, p. 103.

zur Seite. Dies erzieherische Konzept einer »Pädagogik der Idole« hielt sich in Österreich weit über das Jahr 1918 hinaus, bis zur offiziellen Geschichtsvermittlung in der Zweiten Republik.¹⁵

Schützenhilfe bekamen die Lehrer und Wissenschaftler bei ihrer »Volksaufklärung« zudem von den Schriftstellern. Letztere konnten selbst auf eine lange Tradition der Habsburg-Proskenese zurückblicken. Deren Ursprung datiert in die Zeit der Entstehung des österreichischen Kaiserreiches während der Auflösung des Heiligen Römischen Reiches.¹⁶ Dem einigermaßen heterogenen »Mitteleuropa« versuchte man damals insbesondere durch die Dynastie eine Klammer der Gemeinsamkeit zu verpassen. Mit dem Lebensgefühl der Romantik und des Biedermeier wuchs ein solches Ansinnen eher auf emotionalem als rationalem Boden. Belletristische Werke deuteten die Unbeweglichkeit des Systems, verkörpert in Franz I. und Franz Joseph I., zur Stabilität und gefühlsmäßigen Heimat um.¹⁷ Der sanfte Rückblick ruhte auf drei Säulen: der Supranationalität, der Bürokratie und dem Hedonismus. Der Kaiser bildete das Zentrum einer zur Selbstkarikatur neigenden Beamtenwelt, den Bezugspunkt einer Gesellschaft im bisweilen sinnentleerten Lebensgenuss. Amtsjargon und Walzerseligkeit konstruierten einen sentimentalischen Raum zwischen Ironie und Verklärung. In ihm entstand das imaginäre »Kakanien«, der literarische Ort der Erinnerung.¹⁸

Dem Spiel mit Fakten und Fiktionen stand die nüchterne politische Realität gegenüber. Der November 1918, das Ende des im Sommer 1914 ausgebrochenen Weltkrieges, versinnbildlichte aus der Sicht der herrschenden Familie die Katastrophe schlechthin. Erreichtes ging mit einem Mal verloren. Der aufrecht erhaltene Anspruch auf die Jahrhunderte währende Vorrangstellung schien schwer einlösbar. Vielmehr unterzogen die neuen Regierenden das »untergegangene Reich« einem kritischen Urteil. Über die Erzherzöge an den Fronten berichtete etwa die *Arbeiter-Zeitung*. Die *Kriegsfestessen des Erzherzog Friedrich, Erzherzogliche Sommerfrische während der Isonzoschlacht, Was der Hof verbraucht hat*, lauteten die Titel einiger Artikel zu Beginn des Jahres 1919.¹⁹ Nachhaltiger als in der Presse wollte man jedoch im Klassenzimmer zur Neubewertung der Vergangenheit beitragen. Die Sozialdemokratie formulierte die Bildungsziele. Der Vaterlandsbegriff sollte von der »Anhänglichkeit zur Dynastie« getrennt werden.²⁰ »Die Schule der Republik«, erklärte Otto Bauer, »wird den Unterricht nicht nur von der verlogenen Verherrlichung der Habsburger befreien müssen, sie wird vielmehr die Schüler ganz ausdrücklich auf die Irrtümer, die Fehler, die Laster, die Verbrechen der Habsburger aufmerksam machen müssen.«²¹

Bauers Ausführungen hinterließen allerdings kaum Spuren. Die Entwicklung ging in eine andere Richtung. Schon der Arbeit einer *Kommission zur Erhebung militärischer Pflichtverletzungen* zwischen 1914 und 1918 war nur mäßiger Erfolg beschieden. Zwar hatte sie es sich zur Aufgabe gemacht, »die Schuldhaftigkeit des Versagens« eigener Armeeführer, unter ihnen mehrere Angehörige des »allerhöchsten« Hauses²², »aufzudecken und zu ahnden«. Den Offizieren im Rahmen der Kommission gelang es jedoch, ihre schützenden Hände über die verfolgten Kameraden zu halten.²³

In der Folge verkehrten sich die ursprünglichen Ambitionen in ihr Gegenteil. Von ehemaligen Kommandeuren der Habsburgerheeres bis weit nach 1945 monopolisiert, stand die Erforschung der Epochen vor 1918 im Zeichen einer Reinwaschung der »altösterreichischen Wehrmacht«. Die daraus abgeleiteten k.u.k. Traditionspflege im republikanischen Bundesheer fand schließlich im christlich-autoritären Ständestaat unter dem Bundeskanzler Kurt Schuschnigg ihren Höhepunkt.²⁴ Bei der Eröffnung des Österreichischen Heldendenkmals im Äußeren Burgtor am 9. September 1934 jubilierte die einstmalige Generalität. »Endlich«, meinte ein früherer k.u.k. Feldherr, »ist der Tag gekommen, an dem die alte kaiserliche Armee, die [...] bei der Rückkehr in die Heimat beschimpft, besudelt und in den Kot gezerrt wurde, wieder stolz erhobenen Hauptes vor die Welt treten kann.«²⁵ Bald erfolgte die Übergabe der Feldzeichen aus dem Ersten Weltkrieg an die Nachfolgetruppenkörper durch Kanzler Schuschnigg.

Seine Ideologen gingen parallel dazu noch weiter und erblickten in Österreich letztlich sogar eine Schöpfung des alten Herrscherhauses, dessen gleichermaßen christlicher wie deutscher Charakter gegenüber dem nationalsozialistischen Deutschland hervorgehoben wurde.²⁶ Bei Worten alleine blieb es jedoch nicht. Ausnahmegesetze gegen die Habsburger wurden abgeändert bzw. aufgehoben. Zu deren Mitgliedern bestanden persönliche Kontakte.²⁷ Inmitten schwieriger internationaler Verhältnisse verstand sich Schuschniggs Regime als Fortsetzung des habsburgischen Österreich hinsichtlich seiner Staatsidee.²⁸

29 Kramar, Thomas/ Prucha, Martin: Film im Lauf der Zeit. 100 Jahre Kino in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Wien: Ueberreuter 1994, p. 158.

30 Tillner, Georg: Filmkultur zwischen Austrofaschismus und Wiederaufbau. In: Blümlinger, Christa/ Beckermann, Ruth (Hg.): Ohne Untertitel. Fragmente einer Geschichte des österreichischen Kinos. Wien: Sonderzahl 1996, p. 98ff.

31 Büttner, Elisabeth/ Dewald, Christian: Anschluß an Morgen. Eine Geschichte des österreichischen Films von 1945 bis zur Gegenwart. Salzburg: Residenz 1997, pp. 182-189 u. pp. 260-263; Beckermann, Ruth: Elisabeth – Sissi – Romy Schneider. Eine Überblendung. In: Blümlinger/ Beckermann 1996, pp. 305-321, hier pp. 305-309.

32 Ibid., p. 188; cf. Tillner 1996, p. 989.

33 Ibid., p. 260ff.

34 Größing, Sigrid-Maria: Schatten über Habsburg. Tragische Schicksale im österreichischen Herrscherhaus. Wien: Kremayr & Scheriau 1991, p. 9.

35 Reifenscheid, Richard: Die Habsburger in Lebensbildern. Von Rudolf I. bis Karl I. Graz, Wien, Köln: Böhlau 1982, p. 162.

36 Neue Welt, Nr. 36 v. 29.08.2001, p. 14.

Neben dem Bündnis mit den Monarchisten und der literarischen Verklärung der »Kaiserzeit« fanden inzwischen auch neue, breitenwirksame Medien ihren Weg zur »Welt von Gestern«. Das Kino schuf sich in operettenhaften Inszenierungen eine zurecht geschneiderte Geschichte, in der Gemeinplätze und Nebensächlichkeiten dominierten. Das Wien-Klischee trat seinen Siegeszug an und fand v.a. beim »deutschen Nachbarn« dankbare Aufnahme.²⁹ Von irritierenden Inhalten befreit, bediente sich sogar die ansonsten habsburgfeindliche NS-Propaganda vordergründiger Ausstattungsfilm mit sentimentalem Zugang zur »kaiserlich-königlichen Vergangenheit«.

Ein kultureller Mythos »Altösterreichs« überlebte dann ohne tiefere Brüche das Ende des Dritten Reiches.³⁰ Während der späten 40er und 50er Jahre versorgte die »gnädige Retrospektive« virtuos die Bedürfnisse der Nachkriegszeit. In *Der Engel mit der Posaune*, *Erzherzog Johanns große Liebe*, *Die Deutschmeister*, *Maria Theresia*, *Kronprinz Rudolfs letzte Liebe* und den drei *Sissi*-Filmen erfüllten sich die Sehnsüchte der Proporzgesellschaft nach der »Aufhebung sozialer Grenzen«. Unpolitische Unterhaltung präsentierte dem empfänglichen Publikum die »Aktionseinheit Diener-Herr«, die Monarchenträume vom privaten, kleinbürgerlichen Glück und den Wunsch von Prinzessin und Zofe, die Rollen zu tauschen.³¹ Im Zentrum des seichten Wirrwarrs stand, wie schon in der erfolgreichen Belletristik der vorhergehenden Dekaden, Franz Josef als großväterlicher Garant der Sicherheit, als unbelasteter Ordnungsfaktor nach dem »braunen Alpdruck«. ³² Zu guter letzt fand die fidele Maskerade der Dirndl und Lederhosen tragenden Erzherzöge mühelos zum Heimatfilm und zur Tourismusbranche.³³ Der inländische Konsument feierte indes mit einer zum banalen Klamauk verkommenden Schwejk-Parodie die Zeiten, als »Böhmen noch bei Östreich« war.

Den »audiovisuellen« Medien passten sich im gleichen Moment populärwissenschaftliche Bücher an. Sie appellierten an das Feingefühl, sahen in den Dynasten Europas unfreie Gestalten, eingezwängt von der Etikette, von Zeremonien und Reglements.³⁴ Positiv besetzte Gerüchte von der angeblichen Hinwendung des Adels zur vermeintlichen Freiheit des »einfachen Menschen« wurden mit zusätzlichen Beschönigungen verknüpft. Nach Meinung zahlreicher Autoren durchkreuzten Widersacher nur zu oft die hehren Intentionen des Erzhauses. Die »verdienstvollen Habsburger« als Wahrer universeller Werte umringten so gesehen Egoisten und insbesondere »Sonderinteressen« europäischer Fürsten. Verlangten »dunkle Flecken« in den Lebensläufen der Kaiser und Könige distanziertere Stellungnahmen, so griff man auf eine naheliegende Interpretation zurück. Für manchen war bspw. Ferdinand II. »von freundlichem Äußeren und heiterer Gemütsbeschaffenheit«. Die verhängnisvolle religiöse Unduldsamkeit, die sich schlecht in das Bild »sprichwörtlicher Großzügigkeit« Ferdinands fügte, sei hingegen einem »entscheidenden« und »nicht immer günstiger Einfluß der Jesuiten« zuzuschreiben.³⁵ Die bewährte Verteidigungsstrategie fand wiederholt Anwendung: Berater mussten die Rolle der Schuldigen übernehmen. Zweifelhafte Aktivitäten des Monarchen tauchte man in ein weiches Licht. Die Handlungsweise des Fürsten wurden nicht unter dem Gesichtspunkt der Verantwortlichkeit, sondern des Schicksals und der persönlichen Tragik betrachtet.

Mehr noch. Die Schicksale »gekrönter Häupter« und ihrer nächsten Verwandten mussten als Projektionsflächen märchenhafter Wunschvorstellungen erhalten. Die Hocharistokratie, schlechthin die Verkörperung des »Reichen und Schönen«, versorgt bis heute die Idealisierungsbedürfnisse weit verbreiteter Aschenputtel-Fantasien. Von der Hofberichterstattung des vorigen Jahrhunderts bis zur Regenbogenpresse unserer Tage obwaltet die Hoffnung auf das Paradies, auf die Erlösung aus der eigenen Tristesse. Sie mündet, wie bereits die Geschichtsschreibung früherer Epochen, in einer beispiellosen Ausblendung des Umfeldes und der Konzentration auf Einzelpersonlichkeiten. Das Unglück wird dabei zum kaum bewältigbaren Betriebsunfall. Der Tod von Prinzessin Diana nimmt nicht bloß in den einschlägigen Medien den Charakter einer Massenhysterie an. Freilich wird umgehend Trost gesucht, der Seelenfrieden des Publikums wieder hergestellt. »Wir wollen uns an die schönen Momente erinnern«, schreiben die Revuen und Gazetten.³⁶ Im »heiligen Hain blaublütiger Harmonie« bildet Dianas Leben und Sterben das Zentrum. Um sie gruppieren sich die Fürstenhäuser Großbritanniens, Monacos, Skandinaviens und Spaniens; mit dabei, wenn auch am Rande, das Familienunternehmen Habsburg.

Neben der Legendenbildung zur Rechtfertigung realer Herrschaft konnten die Nachfahren Rudolfs I. somit weitere symbolische Guthaben auf ihrem historischen Konto verbuchen. Zu alten Mythen und Traditionen gesellte sich die bewusste Verzerrung einer ohnehin schwer fassbaren Vergangenheit im Dienste gesellschaftlicher oder individueller Identitätssuche.

37 Vocolka/ Heller 1998, p. 8; cf. Weissensteiner, Friedrich: Große Herrscher des Hauses Habsburg. 700 Jahre europäische Geschichte. München: Piper 1995; Hamann, Brigitte (Hg.): Die Habsburger. Ein biographisches Lexikon. Wien, München: Piper 1988.

38 Vocolka/ Heller 1998; Dies.: Die private Welt der Habsburger. Leben und Alltag einer Familie. Graz, Wien, Köln: Böhlau 1998; Okey, Robin: The Habsburg Monarchy c. 1765-1918. From Enlightenment to Eclipse. Basingstoke: Macmillan 2001.

39 Wandruszka, Adam/ Urbanitsch, Peter (Hg.): Die Habsburgermonarchie 1848-1918. 7 Bde. Wien: ÖAW 1973-2001; Wolfram, Herwig (Hg.): Österreichische Geschichte 1804-1914. 10 Bde. u. 2 Ergänzungsbde. Wien: Ueberreuter 1994-2003.

40 Suppanz 1998, p. 104.

41 Beck 1991, p. 172.

42 Glatz, Ferenc/ Melville, Ralph (Hg.): Gesellschaft, Politik und Verwaltung in der Habsburgermonarchie 1830-1918. Budapest: Akad. Kiadó 1987, p. 377f.

43 Rumpler, Helmut: Eine Chance für Mitteleuropa. Bürgerliche Emanzipation und Staatsverfall in der Habsburgermonarchie. Wien: Ueberreuter 1997, p. 15.

44 Zit. n. Mezler-Andelberg, Helmut J.: Österreichs »Schwarze Legende«. Zur Kritik an der Habsburgermonarchie durch österreichische Zeitgenossen Erzherzog Johanns. In: Mitteilungen des Österr. Staatsarchivs 16 (1963), pp. 216-249, hier p. 249.

45 Suppanz 1998, p. 231f.

46 Ibid.

47 Lovrek, August: Die legitimistische Bewegung. In: Rill, Robert/ Zelenberg, Ulrich E. (Hg.): Konservatismus in Österreich. Strömungen, Ideen, Personen und Vereinigungen von den Anfängen bis heute. Graz, Stuttgart: Stocker 1999, pp. 231-243, hier p. 238.

Vornehmlich biografische Annäherungen plädierten nur selten für unabhängige Sichtweisen.³⁷ Geistreich zusammengetragene Geschwätzigkeiten einerseits und fundierte Detailstudien zu punktuellen Fragen andererseits vernachlässigten den Kontext, größere Zusammenhänge und neue Forschungsbereiche.

Erst in jüngster Zeit löste die Habsburg-Historiografie ihre eigenen Forderungen nach einer »Analyse der Strukturen« bzw. nach einem sozial-, kultur- und mentalitätengeschichtlichen Ansatz ein.³⁸ Grundlegend kritische Betrachtungsweisen fanden darin allerdings zu meist nur Erwähnung. Prestige-Projekte der renommierten Wissenschaften³⁹ plagte darüber hinaus die Vernetzung der »Casa d' Austria« mit den von ihr beherrschten Territorien. Die Dynastie ging in der Entwicklung ihrer Kronländer auf. Ungereimtheiten der Familiengeschichte verschwanden im Flechtwerk unterschiedlichster wirtschaftlicher, sozialer und politischer Ambitionen des Donauraumes. Bewusst hatte man im Ständestaat darauf Bezug genommen. »Es ist unmöglich, zu leugnen, daß im Ablauf der Jahrhunderte Habsburgs Größe auch Österreichs Größe und Habsburgs Not auch Österreichs Not war«, hieß es 1936.⁴⁰ Nicht zufällig betrachtete Otto Bauer bereits fünfzehn Jahre zuvor derartige Feststellungen als Grundfesten historischer Apologetik. Dadurch, so der führende Theoretiker der Sozialdemokratie, verfälsche man die Charakterbilder der Habsburger, verschweige das Schlechte und rechne ihnen umgekehrt die guten Taten anderer an.⁴¹

Im Geschichtsbewusstsein konnte sich eine grundlegenden Blickänderung, wie sie in Bauers Ausführungen angeraten wurde, bis auf den heutigen Tag allerdings nicht festsetzen. Vereinzelt würdigte selbst die spätere nationale und marxistische Geschichtsschreibung Vorzüge der k.(u.)k. Monarchie.⁴² Namhafte Autoren einer aktuellen zehnbändigen österreichischen Geschichte sehen sich veranlasst, noch heute im Reich Franz Josephs I. eine »Hochburg der Humanität« und einen »nicht unerheblichen Beitrag zur Erhaltung der Zivilisation im Zeitalter der großen Vereinfachungen« zu sehen.⁴³ Angesichts solcher Betrachtungsweisen sucht mancher Forscher sogar bei gerechtfertigten Vorwürfen nach »wohltuend abgewogenen Urteilen«. Ein im Schatten des Herrscherhauses gewachsenes Österreich, heißt es relativierend, hatte »auch seine Schwächen, obgleich nicht in dem Maße, wie man gewöhnlich glaubt.«⁴⁴

V.a. in der Schilderung des Ersten Weltkrieges, den ältere Generationen noch aus eigenem Erleben beurteilten, manifestierte sich der »milde Blick zurück«. Schuld am Kriegsausbruch im Sommer 1914 sei Russland und v.a. das wilhelminische Deutschland gewesen. Franz Joseph und Karl müssten hingegen als »Friedensfürsten« betitelt werden, ließen VP-nahe Kreise vermelden.⁴⁵ Die spärlichen geschichtsideologischen Texte der SPÖ hielten den apologetischen Absichten der Volkspartei wenig entgegen.⁴⁶ Deren Führung formulierte die Generallinie im »Fall Habsburg«. Aus der Politik sollte der »monarchistische Gedanke« heraus gehalten werden, während in der historischen Betrachtung die Verklärung obwaltete. Bundeskanzler Julius Raab, 1918 Offizier an der Italienfront, brachte es auf eine Kurzformel: »Die Monarchie war großartig, sie ist aber leider g´wesen.«⁴⁷

Gegenbilder und Bewertungskriterien

Nach 1945 gerieten nicht allein unbequeme Fragen an die jüngere nationalsozialistische, sondern sogar an eine bereits weiter zurückliegende »königlich-kaiserliche« Vergangenheit ins Hintertreffen. Widersprüchliches fand vorrangig in Anmerkungen und Anekdoten diverser Regentenporträts Erwähnung. Dem Unterfangen, das Augenmerk über den »Tellerrand« der Einzelbiografie hinaus auf gravierende Unzulänglichkeiten und mögliche langfristige Fehlentwicklungen zu lenken, stellt sich eine Fülle eher wohlmeinender als distanzierter Wortmeldungen in den Weg. Diese eröffnen kaum Spielraum für die Formulierung prinzipieller Vorbehalte. Vielmehr verwischen sie mitunter auch wesentlich die Spuren zu einer »anderen Geschichte« des Kaiserhauses.

Eine differenzierte Herangehensweise an die Thematik stößt nur zu bald auf Schwierigkeiten. So besteht die Notwendigkeit, zwischen der ehrerbietischen Überhöhung und der gleichfalls in verschiedenen Jahrhunderten mit schwankender Intensität vorgebrachten polemischen Verurteilung der Dynastie stichhaltigere Interpretationen zu finden. Ebenso gilt es, die Verantwortlichkeit der »Krone« in komplexen gesellschaftlichen Verhältnissen, im wechselnden Kontext aufeinander folgender Epochen, aber auch anhand Ewigkeit beanspruchender Herrschaftsmodelle aufzuzeigen.

48 Cf. Erbe, Michael: Die Habsburger (1493-1918). Eine Dynastie im Reich und in Europa. Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer 2000, pp. 11-17; Klüeting, Harm: Das Reich und Österreich 1648-1740. Münster: Lit 1999 (Historia profana et ecclesiastica 1), pp. 125-135.

49 Weissensteiner, Friedrich: Reformen, Republikaner und Rebellen. Das andere Haus Habsburg-Lothringen. Wien: ÖBV 1987, p. 7f. Außerdem Vocolka/ Heller 1998, pp. 285-299.

50 Pokorny, Veronika: Clementia Austriaca. Studien zur besonderen Bedeutung der Clementia Principis für das Haus Habsburg. Wien: Diss. [masch.] 1973, p. 228f.; Weissensteiner 1995, p. 89ff. u. p. 97f.

51 Evans, Robert J.W.: Das Werden der Habsburgermonarchie 1550-1700. Gesellschaft, Kultur, Institutionen. Wien, Köln: Böhlau 1989, p. 76.

52 Good, David F.: Der wirtschaftliche Aufstieg des Habsburgerreiches 1750-1914. Wien, Graz, Köln: Böhlau 1986, pp. 12-18.

53 Klüeting 1999, p. 125.

Obwohl der Historiker bei diesem Vorhaben seiner Zeit weder entfliehen kann noch soll, hat er dennoch die sich stets anbietende Projektion der Gegenwart in weiter zurückliegende Begebenheiten zu kontrollieren. Weder sie, noch verlockende Simplifizierungen können zur Grundlage seiner Arbeit werden. Zudem kleidet die »Robe des Staatsanwaltes« den Geschichtswissenschaftler schlecht. Ein Tribunal gegen die Kaiser, ihre engsten Verwandten und Berater, eine Anklageschrift, zusammengefügt aus Einzelfällen, welche, über die Jahrhunderte verstreut, schon durch ihre Zahl beeindrucken und vielleicht sogar zu einigen zentralen Vorwürfen gebündelt werden könnten, ließe sich gewiss viel einfacher ins Bewusstsein der Öffentlichkeit bringen. Titel lägen bereit: *Prozess gegen Habsburg* oder *Urteil über Habsburg*. Einmal in die Pose des Richters über die Vergangenheit gedrängt, müssten Forscher freilich ihr eigenes analytisches Instrumentarium präzisieren. Die vordringlichste Frage läge auf der Hand: Welche rechtlichen Grundlagen stünden dem Kläger zur Verfügung? Bei dem Versuch, Gesetzesbrüche nachzuweisen, sähe er sich mit einem beträchtlichen Argumentationsaufwand konfrontiert. Neben den Plädoyers der Verteidigung würden ihm »gesetzesfreie Räume«, unvereinbare Rechtssysteme und -auffassungen sowie Advokatengezänk und juristische Disputationen das Leben erschweren.

Im Gegensatz dazu vermag die Geschichtsschreibung abseits des Gerichtsortes und ohne den Erfolgsdruck einer Kriminalisierung historischer Taten und Persönlichkeiten den Problemstellungen überzeugender gerecht zu werden. Im Rahmen ihrer wissenschaftlichen Methode kann sie Kritikpunkte in einen breiteren Horizont einordnen und trotzdem zu klaren Erkenntnissen gelangen.

Dabei möchte das vorliegende Buch v.a. den Donaauraum und das Verhältnis des Kaiserhauses zum Deutschen Reich seit dem Beginn der Frühen Neuzeit im Auge behalten. Folgende Gründe sind hierfür ausschlaggebend: Trotz der Bedeutung der spanischen Linie während des 16. und 17. Jahrhunderts lässt sich das dauerhafte Selbstverständnis der Dynastie an ihrer ständigen Präsenz im »Herzen Europas« einprägsamer darstellen. Als erstes Adelsgeschlecht des christlichen Abendlandes fungierte es nämlich als identitätsstiftende Klammer unterschiedlicher mitteleuropäischen Regionen, die unter dem Namen »Österreich« zur barocken Großmacht mit südöstlicher Expansionsrichtung zusammenfanden. Das »Unternehmen Habsburg«, das allmählich aus dem Heiligen Römischen Reich »herauswuchs, ist unter diesen Bedingungen hauptsächlich anhand der Herrschaftspraxis zwischen 1500 und 1918 darzustellen.⁴⁸

Bei der Untersuchung werden jedoch von Anfang an Widersprüche erkennbar. Gegensätzliche Meinungen, Spannungen bis hin zum »Bruderzwist« lassen es ratsam erscheinen, nach maßgeblichen Strömungen innerhalb eines keineswegs einheitlichen Familienverbandes zu suchen.⁴⁹ Vor Vereinfachungen hat man sich überdies auch in anderer Hinsicht zu verwahren. Bei finanziellen Angelegenheiten etwa stellen sich die Habsburger vielfach als verschwenderische, verschuldete und zeitweilig auch ausbeuterische Landesherren dar.⁵⁰ Für die Zeit um 1600 attestieren anerkannte Historiker dem Hof ganz allgemein verfehlte Wirtschaftsstrategien.⁵¹ Demgegenüber wurde die lange aufrecht erhaltene Behauptung des ökonomischen Scheiterns der Habsburgermonarchie durch eine Reihe von Gelehrten mit verschiedenen Weltanschauungen und methodischen Ansätzen seit den 60er Jahren nachhaltig erschüttert.⁵²

Ergibt sich bei wirtschaftlichen Belangen ein durchaus ambivalentes Bild, geben große Felder der politischen Entwicklung sowie der Militär-, Religions-, Sozial- und Mentalitätengeschichte Anlass, wesentlich kritischere Standpunkte zu beziehen.

Um diesbezüglich den Einfluss der Dynastie einschätzen zu können, hat man sich den Handlungsspielraum des Hofes und insbesondere des Regenten zu vergegenwärtigen. Letzterer sah sich innerhalb des Heiligen Römischen Reiches (deutscher Nation) nicht nur, wie es die habsburgische Selbstdarstellung vorspiegelt, mit einer Reihe von »Mühen und Pflichten« belastet. Gegenüber den widerstrebenden Interessen der Reichsstände vermochte sich die Kaiserwürde über den Westfälischen Frieden mit seiner Stärkung einzelner Landeshoheiten und seinen tiefgreifenden Folgen für die politische Landkarte Europas hinaus beträchtlichen Einfluss zu sichern. Gerade in den Jahrzehnten nach 1648 wurde die Autorität des »Erzhauses« auch außerhalb der Erbländer wieder spürbar.⁵³

Im Donaauraum manifestierte sie sich inzwischen noch viel nachhaltiger. Der absolute Monarch organisierte sein Gemeinwesen prinzipiell patrimonial. D.h., unter zentralen Aspekten

54 Ehalt, Hubert Christian: Ausdrucksformen absolutistischer Herrschaft. Wien: Diss.[masch.] 1978, p. 41f.

55 Evans, Robert: Die Habsburger. Die Dynastie als politische Institution. In: Dickens, A.G. (Hg.): Europas Fürstenhöfe. Herrscher, Politiker und Mäzene 1400-1800. Graz, Köln, Wien: Böhlau 1978, pp. 121-145, hier p. 133.

56 Evans 1989, p. 315.

57 Die Habsburger. ORF-Dokumentation. Folge 8; cf. Evans 1978, p. 145.

58 Evans 1989, p. 315f.; Beck 1991, p. 169.

59 Wandruszka 1989, pp. 24-27.

60 Spielmann, John P.: Leopold I. Zur Macht nicht geboren. Graz, Wien, Köln: Styria 1981, p. 10f.

61 Rill/ Zellenberg 1999, pp. 183-193.

62 Spielman 1981, p. 15f.

63 Vocolka/ Heller 1998, p. 223f.

wurde der Fürst und seine Familie mit dem »Staat« gleichgesetzt. Es gab keine klare Trennung zwischen Hof- und Zentraladministration. Das Verhältnis zwischen Regenten und Untergebenen beruhte nicht auf der Dienstplicht für einen »sachlichen, unpersönlichen Zweck« und dem Gehorsam gegenüber »abstrakten Normen, sondern gerade umgekehrt auf streng persönlichen Pietätsbeziehungen«. Der Verwaltungsbeamte war selbstverständlich auch Diener des Fürsten.⁵⁴

Dabei vergrößerte der Landesherr seinen Aktionsradius durch das spezifische Verhältnis zur engsten Umgebung. In Mitteleuropa fanden sich wenig Entfaltungsmöglichkeiten für Persönlichkeiten vom Schlage eines Richelieu, Olivarez, Buckingham oder Oxenstierna. Es fehlte an Favoriten oder Favoritinnen, wie sie die französische Geschichte in der Gestalt der Dubarry oder Pompadour kennt. Selbst hervorragende Berater und Heereskommandanten wie Raimondo Montecucoli und Prinz Eugen stiegen nicht zu allmächtigen Günstlingen auf. Die militärische Elite des Imperiums wurde in ihre Schranken verwiesen. »Wallensteins Ende« war gleichermaßen spektakulär wie signifikant. Über »eigensinnige Konkurrenten« hinweg etablierte sich ein »im großen und ganzen hart arbeitender« Kaiser, der, auch wenn er »sich irrte, eisern an der persönlichen Verantwortung festhielt.«⁵⁵ Das erkannten auch die Mitglieder der »Casa d'Austria« selbst. Obwohl sie im persönlichen Gespräch mit dem Familienoberhaupt ihre Ansichten deutlicher und vereinzelt wirkungsvoller zur Geltung brachten, fühlten sie ihre begrenzte Macht. Unterbeschäftigte, ja frustrierte Erzherzöge und Kronprinzen dominierten bisweilen die Szenerie.

Nach dem Tode Maria Theresias verstärkte sich diese Tendenz, indem die Aura der Dynastie und deren traditionelle Beziehungen zu den »Untertanen« auf die »Gedankenwelt des Zeitalters der Vernunft« trafen. Mit dem aufgeklärten Absolutismus in der Lesart Josefs II. sollten althergebrachte Bindungen zurücktreten. Ein »modernisierter Staat«, basierend auf den »Gesetzen der Rationalität«, war gleichzeitig aufgerufen, dem heterogenen Donaauraum ein starkes Zentrum zu geben. Letzteres begriff man nicht bloß als gemeinsame Klammer, sondern als Ausgangspunkt eines Vereinheitlichungsprozesses. Die Bürokratie wurde zu ihrer Verkörperung dieser Einstellung. An ihrer Spitze stand der erste Beamte, der Monarch, welcher in seiner neuen Funktion noch zusätzlich den Abstand zu den anderen Mitgliedern des Herrschergeschlechtes vergrößerte. Die »Letztgeborenen« hielten im Wesentlichen daran fest. Das Reich ruhte auf den Schultern der zivilen und militärischen Verwaltung.

Die Widersprüche innerhalb des eigenen Machtbereiches konnten mit dem ambivalenten Erbe Josefs allerdings nicht überwunden werden.⁵⁶ Dessen Bruder Leopold (II.) erkannte die Mängel. Die Stellung des Fürsten lag ihm zu Folge in der Übereinkunft aller Bevölkerungsgruppen begründet.⁵⁷ Die Französische Revolution schien diese Überlegung zu untermauern: Mit dem Sturm auf die Bastille verknüpfte sich das Prinzip des Gesellschaftsvertrages. Das »Volk« entschied über den Fortbestand der Monarchie. Franz I. (II.) und seine Nachfolger blieben hingegen mit ihrem Herrschaftsverständnis hinter den Forderungen der Zeit zurück. Als »Amtsvorsteher von Gottes Gnaden« waren sie nur schlecht auf die Dynamik des 19. Jahrhunderts vorbereitet.⁵⁸ Zugleich aber beharrten sie auch weiterhin auf der Position einer alleinverantwortlichen Entscheidungsinstanz. Gemäß ihren Ansprüchen und den daraus resultierenden Gestaltungsmöglichkeiten haben sie beurteilt zu werden.

Die »Selbstbeschreibung« der Dynastie liefert dem Historiker indes noch andere Bewertungskriterien. Das Geschlecht der Habsburger versteht sich als »Traditionsverband«, der sich sowohl auf soziale als auch auf weltanschauliche Grundlagen stützt.⁵⁹ Die Orientierung an der »standesgemäßen Ehe« dient auf diese Weise sowohl der dauerhaften Abgrenzung gegenüber anderen gesellschaftlichen Schichten als auch einer defensiven und offensiven Heiratspolitik zur permanenten Machterhaltung und -erweiterung.⁶⁰ Diese wiederum wurde mit weiteren »unumstößlichen« Prinzipien verknüpft. Das »allerhöchste Haus« empfand sich als Hüter »ewiger Ideen«. Den »Stürmen bewegter Epochen« trotzend, pochte es auf seinem Recht und seiner Pflicht, über den »Ständen und Nationen« Garant eines imperialen Konsenses zu sein. Dazu fühlte es sich durch den einzigen richtigen Glauben berufen. Bis auf den heutigen Tag erwartet der Familienverband in diesem Sinn die himmlische Belohnung für die Verteidigung der römisch-katholischen Konfession und des religiösen Lebens im »Abendland.«⁶² Da sich also das »Unternehmen Habsburg« als Beschützer »universaler Werte« präsentiert, drängen sich dem Beobachter unweigerlich generelle Fragen auf: Erfüllte das Kaiserhaus die selbst gewählten Aufgaben? Diente sein Verhalten der Bewahrung politischer und ideologischer

64 Ibid., pp. 128-132; Pokorny, Veronika: *Clementia Austriaca*. Studien zur besonderen Bedeutung der *Clementia Principis* für das Haus Habsburg. Wien: Diss.[masch.] 1973, pp. 207-215.

65 Vogler, Günter: *Absolutistische Herrschaft und ständische Gesellschaft*. Reich und Territorien von 1648 bis 1790. Stuttgart: Ulmer 1996, p. 40ff. u. pp. 62-71; Mitteis, Heinrich/Lieberich, Heinz: *Deutsche Rechtsgeschichte*. Ein Studienbuch. München: Beck 1985, p. 227ff., p. 295ff. u. p. 322ff.; Ziegler, Karl-Heinz: *Völkerrechtsgeschichte*. München: Beck 1994, pp. 1-5; Fleck, Dieter (Hg.): *Handbuch des humanitären Völkerrechts in bewaffneten Konflikten*. München: Beck 1994, pp. 15-18.

66 Hoke, Rudolf: *Prokaiserliche und antikaiserliche Reichspublizistik*. In: Durchhardt, Heinz/ Schnettger, Matthias (Hg.): *Reichsständische Libertät und Habsburgisches Kaisertum*. Mainz: v. Zabern 1999 (Veröff. des Inst. für Europäische Geschichte Mainz, Abt. Universalgeschichte, Beih. 48), 119-132, hier p. 123ff.

67 Ibid., p. 126-132.

68 Herm, Gerhard: *Der Aufstieg des Hauses Habsburg*. Düsseldorf, Wien, New York: Econ 1988, p. 309.

69 Vocelka/ Heller 1998, p. 138ff.

70 Günther, Artur: *Habsburgs Kampf um das verlorene Reich*. Der Oster- und Oktoberputsch im Jahre 1921. Wien: Dt. Volksblatt 1941, pp. 16-25; Itzinger, Karl: *Nie wieder Habsburg! Die Habsburger in der Geschichte der Deutschen*. München: Ludendorff 1937, pp. 30-40.

71 RCCHIDNI, f. 495, op. 18, d. 5; Itzinger 1937, p. 5ff.

Einheit? Wie aber ging man dann andererseits mit der Interessenvielfalt im eigenen Machtbereich um? Mussten Spannungen mit den »Untertanen« nicht fortwährend mit dem von der Krone unablässig postulierten christlichen Moralkodex kollidieren?

Kritische Betrachtungen gründen sich jedoch keineswegs allein auf die »überzeitliche Mission« Habsburgs. Kaiser und Könige sowie engste Verwandte und Berater haben Eigendefinitionen vorgelegt, an denen sie in ihrem spezifischen historischen Umfeld von den Zeitgenossen ebenso wie von den Nachfahren gemessen werden können.

Wahlsprüche versuchten den Regierungsstil auf den Punkt zu bringen. Mitunter, wie im Falle der berühmten Buchstabenkombination AEIOU, fällt ihre Entschlüsselung schwer. Unzweideutig brachten damit aber sehr viel später Franz Joseph I. und Karl I. ihre wichtigsten Anliegen zum Ausdruck. Mit »vereinten Kräften« sollte eine »unteilbare« Monarchie vor ihrer Auflösung durch äußere und innere Feinde bewahrt werden. Der Erste Weltkrieg und seine Folgen ließen derlei Motive zu frommen Wünschen verkommen.⁶³

Dauerhafter erwies sich zuvor die Betonung der Herrschertugenden, welche neben der göttlichen Gnade seit langem die herausragende Stellung der gekrönten Häupter rechtfertigten. Am Wiener Hof wurde man in diesem Zusammenhang nicht müde, die kaiserliche *Clementia*, die Milde, zu betonen. Weil sie nur schlecht mit den harten Maßnahmen gegen ständische Opposition und religiöse Vielfalt harmonisierte, griff die engste Umgebung des Kaisers zu eigentümlichen Erklärungen. Ferdinand II., verlautbarte man bspw. bei dessen Begräbnis 1637, habe zwar »wenige Treulose streng mit dem Schwert bestrafen müssen«; aber auch »dies sei *summa humanitas*, nämlich durch den Tod weniger viele zu bewahren.« Dass bei der sog. Magnatenverschwörung einige Jahrzehnte danach die »*Clementia Austriaca*« sogar zur Falle für die gegen das Haus Habsburg Agierenden wurde, warf kein allzu günstiges Licht auf die damalige Majestät Leopold I., den die volkstümliche Tradition als »Türkenpoldl« popularisierte. Verklärende Propagandisten nahmen sich des heiklen Themas an. Bei der Unterzeichnung von Todesurteilen, so der Historiker Valvasor, habe Leopold »aus angeborener Sanftmut und Mitleiden die Tinte mit herzerbrechenden Tränen zu vermischen sich nicht entbrechen können«.⁶⁴

Verteidigungspositionen musste jene, die dem Hof nahe standen, allerdings nicht nur bei der Erwähnung von Wahlsprüchen und Herrschertugenden beziehen. Das gefällige Bild gerechter und wohlthätiger Habsburger drohte auch durch deren Vertragsbrüche getrübt zu werden. Lokale Gewohnheiten, tradiertes Recht, Reichs- und Länderverfassungen, völkerrechtliche und schließlich humanitäre Grundsätze beschränkten die fürstliche Macht.⁶⁵ Sie trugen den Keim schwerwiegender Auseinandersetzungen in sich. Universalistische und absolutistische Tendenzen des Erzhauses rivalisierten mit Ansichten von Interessensgruppierungen, die ihre Mitsprache auf gesetzliche Verbindlichkeiten zurückführten. Wiederholt formulierten diese Gegenpositionen, welche etwa das Heilige Römische Reich als Adelherrschaft charakterisierten. Dem Monarchen kam ihrer Auffassung nach die Rolle eines höchsten Funktionärs innerhalb eines Gemeinwesens zu, das als Nebeneinander ständischer und kaiserlicher Befugnisse begriffen wurde.⁶⁶ Die juristische Diskussion diente schließlich scharfen politischen Pamphletisten als theoretisches Fundament.⁶⁷ Im Dreißigjährigen Krieg fand man noch deutlichere Worte. Die im Reichstag vertretenen Stände besaßen die alleinige Regierungsgewalt. Der von ihnen gewählte Kaiser sei wenig mehr als ein Sprachrohr des Staates, meinte Bogislav Philipp von Chemnitz in einer viel beachteten Abhandlung. Dass sich Habsburg, so Chemnitz weiter, die Mittel verschafft habe, seine Position gegen alle parlamentarische Initiativen zu verteidigen, gehöre zu seinen schlimmsten Sünden. Niemand, der zum Sturz des Hauses antrete, verstoße deshalb gegen die Gesetze. *Ceterum censeo*, das Wiener Haus müsse verschwinden.⁶⁸

Veröffentlichungen dieser Art blieben keine Einzelfälle. Die Opponenten der Casa d' Austria schufen eine Gegenwelt zur kaiserlichen Schönfärberei. Eine »schwarze Legende« begleitete das Herrschergeschlecht durch die Jahrhunderte.⁶⁹ Sie gipfelte im 20. Jahrhundert in nationalsozialistischen Broschüren, die Habsburg, nicht ohne antikatholische und antisemitische Untertöne, als »Unglück des deutschen Volkes« und speziell Karl I. als »Verräter, Feigling und Alkoholiker« verurteilten.⁷⁰

Radikale Repräsentanten der Arbeiterbewegung schmälerten indessen durch Untergriffe gleichfalls ihre vielfach nachvollziehbare Kritik an der Situation vor 1918.⁷¹

Die Geschichtsschreibung ist in diesem Falle gefordert, haltlose Polemik von tiefschürferen Aussagen zu trennen, welche einer genauen Analyse Stand halten könnten. V.a. gilt es

72 Größing 1991, p. 9.

73 Nagl-Docekal, Herta: Ist Geschichtsphilosophie heute noch möglich? In: Dies. (Hg.): Der Sinn des Historischen. Geschichtsphilosophische Debatten. Frankfurt: Fischer 1996, pp. 7-63, hier p. 23.

74 Evans 1989, p. 314.

zu berücksichtigen, dass die meisten Darstellungen den Blickwinkel der kaiserlichen Familie in das Zentrum ihrer Ausführungen rücken. Im Sinne eines Perspektivenwechsels hat demgegenüber die Sicht der »Anderen« Berücksichtigung zu finden. Der Vergleich mit den übrigen europäischen Großmächten und ihren Eliten verdient dabei ebenso Beachtung wie die Argumentation all jener Kräfte, welche zu verschiedenen Zeit als innere und äußere Kontrahenten des Wiener Hofes auftraten.

Eine solche Annäherung darf sich jedoch keineswegs auf die militärischen und politischen Konflikte der europäischen Geschichte beschränken. Vielmehr sind die Habsburger in ihren sozialen Kontext einzugliedern; umso mehr, als auch in den letzten Jahren unzählige Veröffentlichungen auf die »unglücklichen Mitglieder« der Hocharistokratie hingewiesen haben, denen es auf Grund strenger Vorschriften nicht vergönnt gewesen sei, »ein zufriedenes und erfülltes Leben zu führen«.72 Die ungebrochen publikumswirksame Sichtweise der traditionellen Historiografie engt ihr Interessenspektrum auf die großen Taten der Könige ein und liefert gleich noch deren große Leiden nach. Die »Zwänge und Bedrückungen« der weniger Privilegierten geraten ins Abseits. Eine kritische Darstellung der Habsburger hat diesem Umstand Rechnung zu tragen. Sie hat, mit Bertolt Brecht gesprochen, nicht bloß nach Caesar, sondern vielleicht auch nach dessen Koch zu fragen.

Die Beschäftigung mit gesellschaftlichen Entwicklungen hat solcherart unterschiedlichste Standpunkte, Strukturen und Beschränkungen zu berücksichtigen. Sie bestimmen die Handlungen einzelner oder mehrerer. Dem Historiker bietet sich zudem aber noch die Möglichkeit, über das Sichtfeld des »Augen- und Ohrenzeugens« hinaus zu gelangen. Nicht die Fiktion eines »idealen Chronisten«, der über jede frühere Begebenheit als unmittelbarer Beobachter berichten kann, definiert nämlich die herausragende Leistung der Geschichtsschreibung. Diese beruht vielmehr darauf, im Nachhinein, durch die Perspektive des Rückblicks, Verbindungen zwischen diversen Ereignissen herzustellen, die auch dem aufmerksamsten Zeitgenossen verborgen geblieben wären. Ein einfaches Beispiel veranschaulicht, was zunächst kompliziert klingen mag: Erst nach 1648 war es möglich, vom Dreißigjährigen Krieg zu sprechen. Aus einer derart simplen Feststellung leiten sich jedoch wichtige Interpretationen über zeitliche Relationen ab. Sie finden ihren Ausdruck in Formulierungen wie »verursachte die Entstehung von« oder »war ein Vorläufer von«.73

Die Forschung wendet sich demgemäß zu keinem geringen Teil den langfristigen Prozessen zu. Dieser Sachverhalt berührt gleichfalls das Vorhaben, fragwürdige Aspekte der »königlich-kaiserlichen Regentschaft« herauszuarbeiten. Ohne die Entwicklung Europas seit dem ausgehenden Mittelalter oder auch nur die Geschichte einer Familie in ihrer Gesamtheit erzählen zu wollen, muss die vorliegende Studie mit weit ausgreifenden Fragenkomplexen hantieren. Robert J.W. Evans, Professor für Neuere Geschichte am Brasenose College in Oxford, hat in seiner bemerkenswerten Untersuchung über das *Werden der Habsburgermonarchie* zwischen 1550 und 1700 auf derlei Aspekte hingewiesen. Seiner Meinung nach war es dem Wiener Hof nie zur Gänze gelungen, die lokalen Gefühle seiner Völker zu dominieren. In einem »Niemandland zwischen Provinzialismus und Kosmopolitismus« seien Gebiete des privaten und öffentlichen Lebens außerhalb des »barocken Gemeinwesens« gestanden. Dort habe vielerorts auch der Protestantismus innerhalb eines Machtsystems überlebt, von dem er durch die Staatsphilosophie ausgeschlossen war. Die Kluft zwischen herrschendem Ethos und fortdauerndem Widerstand müsse dem zu Folge als »Fäulnisprozess« angesehen werden, der alte Vorbehalte in neue Parolen überzuleiten und letztlich sowohl den ungarischen als auch der tschechische Nationalismus hervorzubringen vermochte.74

Kritische Untersuchungen der habsburgischen Herrschaftsausübung haben solchen Anregungen einen besonderen Stellenwert einzuräumen. Dem dynastischen Katholizismus ist dabei gleichermaßen Rechnung zu tragen wie dem Reformeifer Josefs II. Schließlich sind Nachwirkungen »allerhöchster« Entscheidungen bis in die Gegenwart spürbar. Als Mentalitäten prägende Phänomene bilden sie einen Teil der heutigen »Geistesverfassung«. In allen Bereichen, öffentlich und privat, politisch und sozial, wirtschaftlich und kulturell, werden sie dadurch zu Mitgestaltern der österreichischen Gegenwartsgesellschaft.



Dr. Hannes Leidinger, geb. 1969, studierte Geschichte, Archäologie und Ur- und Frühgeschichte. Diss. über die Anfänge der Komintern, Mitarbeiter mehrerer Forschungsprojekte zur Zeitgeschichte und Geschichte Osteuropas. Lehrtätigkeit am Inst. für Zeitgeschichte der Univ. Wien. Gestalter verschiedener Ausstellungen, journalistische Tätigkeit und Öffentlichkeitsarbeit für den Absolventenverband der Universität Wien.
Kontakt: moritzleid@aon.at

